

„Man muß vom Leben ausgehen“

Heinz Robert Schlettes Aufzeichnungen 1965–1999

■ CORNELIUS HELL

Der Philosoph Heinz Robert Schlette war mehrmals in Wien zu Gast – als Vortragender an der Universität und im Katholischen Akademikerverband sowie bei privaten Besuchen. So finden sich in den Aufzeichnungen seines Buches „Existenz im Zwielflicht“ neben Einträgen aus Frankreich, Griechenland, Israel oder den USA auch Gedanken und Beobachtungen, die von Wien ausgelöst wurden. Es macht einen der großen Vorzüge und Faszinationen dieser „Notierungen in philosophischer Absicht“ aus, dass es nicht einerlei ist, wo sie verfasst wurden. Schlette ist mit offenen Augen unterwegs, die ihn das Spezifische einer Landschaft oder einer Stadt erkennen lassen, und mit einem Wissen, das die Geschichte einer Region in den Blick rückt; und mit einer produktiven Neugier.

Alle Aufzeichnungen aus den Jahren 1965 – 1999 sind datiert, und viele davon entzündeten sich an einer Begegnung (u. a. mit Jean Améry, E. M. Cioran, Raimon Pannikar), an Literatur und bildender Kunst, an Medienberichten und aktuellen Ereignissen. In einem Briefwechsel mit dem Philosophen Wilhelm Dilthey findet er den Satz „Man muß vom Leben ausgehen“. Wenn man das Leben nicht verkleinert auf private Befindlichkeiten und nicht an die sogenannte „Lebensphilosophie“ denkt, so kann man sagen, dass auch Schlettes Denken vom Leben ausgeht und von der Welt, vor allem von deren Ungereimtheiten und von den Aporien, die kein Denksystem zum Verschwinden bringen kann. „Wer nicht am Leben leidet, verdient nicht, dass man ihn ernst nimmt“, verteidigt er Sokrates gegen den Vorwurf Nietzsches. Und gerade dieses Leiden integriert Schlette in keine konsistente Weltanschauung – weder in eine religiöse noch in eine areligiöse. „Das Leiden ist nicht nur der Fels des Atheismus,

sondern auch seine Achillesferse“, schreibt Schlette, zentrale Sätze aus Georg Büchners „Dantons Tod“ weiterdenkend.

„Watwilzemachen“

Doch nicht nur vom Leiden an der Welt ist in Schlettes Notaten auf spezifische und unverwechselbare Weise die Rede, sondern auch von ihren immer wieder aufblitzenden Schönheiten, in denen Ahnungen eines anderen Lebens auftauchen. Schlette hat ja in wichtigen Werken wie „Skeptische Religionsphilosophie“, „Kleine Metaphysik“ oder „Mit der Aporie leben“ gezeigt, dass die alte Metaphysik obsolet ist und sich religiöse wie atheistische Positionen philosophisch nicht zwingend begründen lassen. Anders als Kant und seine Nachfolger sucht er fragmentarische Erfahrungen einer Transzendenz jedoch nicht in der Ethik (er hat, wie man aus diesen Aufzeichnungen erfährt, sogar ein „Projekt (Anti-) Ethik“ erwogen und ihm den schönen, von seiner niederrheinischen Herkunft inspirierten Titel „Watwilzemachen“ gegeben), sondern in der Ästhetik. Vor allem in Landschaftserlebnissen (die Schlette in singulären, nicht abgegriffenen Sätzen zu beschreiben vermag) kommen – ähnlich wie in den Mittelmeer-Essays von Camus, mit dem sich Schlette so kontinuierlich und intensiv wie kein anderer deutscher Autor auseinandergesetzt hat – Widerfahrnisse zur Sprache, die wie die Lichtfunken der Gnosis einfallen in die ambivalente und rätselhafte menschliche Existenz und Welterfahrung.

Wer Schlettes Werk kennt, findet in „Existenz im Zwielflicht“ Skizzen und Brennpunkte seines Denkens, aber auch Auslöser und biografische Fundierungen. Doch das Buch eignet sich auch hervorragend als Einstieg in ein Oeuvre, das unverzichtbar



Cornelius Hell, Autor, Übersetzer und Literaturkritiker. Studium der Theologie und Germanistik, 1993–2002 Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes Österreich, 2002–2008 Redakteur der „Furche“.

■ „Die Philosophie ist dazu da, Probleme zu erkennen, nicht, sie zu lösen.“

ist, wenn man sich auf der Höhe der Zeit denkerisch mit Religion auseinandersetzen will. Und es ist schlicht ein Lektüre-Erlebnis, das einen nicht nur mitnimmt auf dreieinhalb Jahrzehnte philosophischer Zeitgenossenschaft, sondern auf einen originären Denkweg. Er mündet in keine „Lösungen“, sondern bleibt bei den „Einzelheiten“, bei Beobachtungen und konkreten Fragestellungen, denn: „Die Philosophie ist dazu da, Probleme zu erkennen, nicht, sie zu lösen.“ Gerade dadurch werden Schlettes Texte immer wieder zum Zündfunken eigener Gedanken beim Lesen.

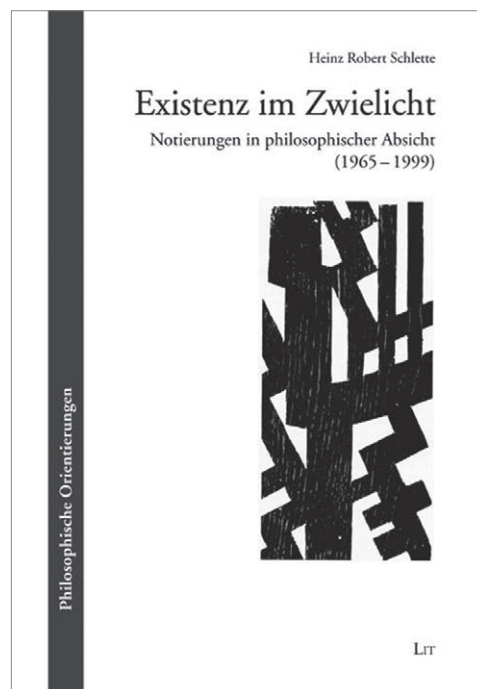
Philosophische Marginalien

„Interpretieren statt argumentieren“ nennt Schlette an einer Stelle als Impetus seines Denkens (was nicht heißt, dass seine Interpretationen nicht argumentieren!). Das Feld dieser Interpretationen ist weit gestreut: Philosophische Texte und Positionen fordern sein Denken ebenso heraus wie Zeitungslektüre, Kunst und Literatur, aber auch Gespräche und Begegnungen. Das hat Konsequenzen für Schlettes Auffassung von Philosophie, deren Aussagen er mit Randbemerkungen, Marginalien vergleicht: „Philosophie gleicht Marginalien, deren Text die Welt ist.“

Schlette ist Philosoph und Theologe (beide „Disziplinen“ hat er immer klar getrennt), und so finden sich in seinen Aufzeichnungen naturgemäß viele Auseinandersetzungen mit dem Christentum. Mit dem berühmten Mittelalter-Historiker Jean Delumeau kritisiert er die „culpabilisation“ (unzulänglich vielleicht mit *Erweckung von Schuldgefühlen* zu übersetzen) der Menschen durch das Christentum als dessen problematischen mentalitätsgeschichtlichen Beitrag. Gleichzeitig will Schlette die Unterscheidung von „Gut“ und „Böse“ nicht aufgeben – vor allem angesichts des Holocaust – und stellt die bange Frage: „Wie aber kann das Schlimmste verhindert werden, wenn ‚gesellschaftlich‘ die Sensibilität für Schuld schwindet?“ Gegen den energischen Ruf „Ad fontes!“ (Zurück zu den Quellen!) vieler euphorischer Kirchenreformer tendiert Schlette dazu, „bereits in den ersten Generationen nach Jesus den Beginn einer verhängnisvollen Entwicklung“ zu sehen. Bei allen großen Epochen-Umbrüchen insistiert er darauf, nicht nur den Fortschritt zu sehen, sondern auch die Verluste. Und das gilt auch für die Wende von der Antike zum Christentum.

An einigen Stellen des Buches werden unaufdringlich auch autobiografische Situationen sichtbar; eine davon mündet in das Resümee: „Man nimmt sich mit, wohin man auch geht. Sich selbst zu fliehen und sich selbst zu finden – beides ist unmöglich.“ Ein großer Vorzug dieses vielschichtigen Buches (das einem von seiner Struktur her auch die Freiheit lässt, es nicht chronologisch zu lesen) ist, dass es nur wenige Sätze enthält, die als zitierbare Maximen taugen – gerade dadurch leuchten diese Sätze umso deutlicher. Der schönste und intensivste von ihnen, der so etwas ist wie ein geheimer Zentralsatz, lautet: „Wir müssen lernen, daß die Unverständlichkeit das Leben wahrhaftig und groß macht.“

„Man muß vom Leben ausgehen“ – „Existenz im Zwielight“ löst diesen Anspruch auf ganz spezifische Weise ein. Wie gut, dass Heinz Robert Schlette sich nach langem Zögern doch entschlossen hat, diese Aufzeichnungen zu veröffentlichen. ■



Heinz Robert Schlette:
Existenz im Zwielight.
Notierungen in philoso-
phischer Absicht
(1965 – 1999).
LIT Verlag, Berlin 2014.
288 Seiten.